

Als Schanzarbeiter in Deutschland 1944-1945

Jurgis Mališauskas

Mit sechzehn Jahren besuchte ich 1944 das Gymnasium in Telšiai. Da mein Vater Deutsch schriftlich und mündlich gut beherrschte, arbeitete er als Buchhalter in der Niederlassung der deutschen Gesellschaft „Ostland“ auf dem Gutshof Džiuginėnai bei Telšiai. Außer litauischen Angestellten arbeiteten hier lediglich ein Deutscher mittleren Alters in Wehrmachtsuniform und ein Holländer in SA-Uniform. Als Anfang Oktober 1944 die Front immer näher kam und die Niederlassung der Gesellschaft nach Deutschland verlegt werden musste, schlug der Leiter meinem Vater vor, mit der Familie nach Deutschland zu gehen. Er besorgte uns zwei Pferde und einen Wagen und wir fuhren los.

Die erste Nacht auf der Flucht verbrachten wir in Plungė. Ab hier leiteten SA-Angehörige die immer größer werdende Flüchtlingskolonne. Die Flüchtlinge durften nur auf der rechten Seite der Straße fahren und mussten die linke Seite für die Wehrmacht frei halten. Die Männer in arbeitsfähigem Alter wurden in Listen erfasst. Man sprach davon, dass sie für die Schanzarbeiten an der Front eingesetzt werden sollten. Obwohl ich erst sechzehn Jahre alt war, war ich groß gewachsen und rasierte mich bereits. Deshalb hegte ich keine Zweifel, dass auch ich zu diesen Arbeiten hinzugezogen werde. Das Werben und Registrieren wurde jedoch abgebrochen, als aus südlicher Richtung Einschläge sowjetischer Panzergranaten hörbar wurden. Einige auf der linken Seite fahrende deutsche „Tiger“ wendeten prompt und begaben sich in Richtung der Schüsse. Die Kolonne der Flüchtlinge dagegen setzte sich unvermittelt in Trab in westliche Richtung. Bei einem Angriff sowjetischer Flugzeuge brach eine Panik aus. Ein Teil der Wagen wich auf kleinere Straßen aus, andere Wagen landeten im Graben, die übrigen strebten unkontrolliert und noch schneller in Richtung Westen.

An der ehemaligen litauisch-deutschen Grenze gab es keine Kontrollen. Aber wir merkten an Splitt auf den Wegen, dass wir uns bereits im Memelland befanden. Das Memelland war bereits vollständig evakuiert und wir übernachteten auf einem leeren Gutshof. Wir begegneten hier nur einen einzigen Mann, vermutlich dem Gutsverwalter. Tiere gab es hier nicht mehr. Der Verwalter erlaubte der Flüchtlingsgruppe freundlich, sich in der Scheune niederzulassen, die mit getrocknetem Klee gefüllt war. Wir durften die Pferde nicht nur mit diesem Klee, sondern auch mit Rüben füttern. Der Brunnen war allerdings von den Flüchtlingen mit ihren Tieren und der Wehrmacht leergetrunken. Wir staunten, dass der Verwalter jeden auf den blankgeputzten Hof heruntergefäl-

lenen Stroh- und Kleebüschel aufsammelte und in die Scheune brachte. Was erwartete er?

Die dritte Nacht verbrachten wir in einem Vorort von Memel, in Girullen, da wir wegen der Überfüllung der Stadt durch Flüchtlinge und möglicher Bombardierung nicht weiter fahren durften. Wir beobachteten den Abschuss eines sowjetischen Bombers durch die deutsche Flak, aus dem lediglich ein Flugzeuginsasse mit einem Fallschirm heraussprang. Die nächste Übernachtung hielten wir am Kurischen Haff, wo auch irgendwelche Verbündeten der Deutschen in gelbbraunen Uniformen, ausgestattet mit Panzerfäusten, ihren Durst löschten. Die ganze Nacht hörten wir Artillerieeinschläge und sahen Lichter am Horizont.

Am frühen Morgen eilten wir zur Fähre, denn es wurde durchgegeben, dass sie heute zum letzten Mal auf die Nehrung herübersetzen werde. Es gab Probleme mit den Pferden, die die heruntergelassene Brücke der Fähre nicht betreten wollten. Schließlich haben wir sie doch noch auf die Fähre bugsiert. Am Ufer sah ich plötzlich Kühe, die irgendjemand an einen Wagen angebunden hinterlassen hatte. Ich zog mein finnisches Messer heraus und schnitt die Stricke durch, mit denen die Kühe an den Hörnern am Wagen angebunden waren. Ein junger Matrose rief mir zu, ich sollte darauf achten, dass die Kühe unverletzt bleiben.

Bei der Fahrt über die Kurische Nehrung trafen wir immer wieder auf Spuren sowjetischer Luftangriffe: Auf den Stromleitungen hingen Fetzen von Kleidern oder Decken, in den Gräben lagen tote Pferde und zusammengeschossene Wagen. Die Brunnen auf der Nehrung waren ebenfalls leer, von den Menschen und Pferden ausgetrunken. Neben uns zogen auch Gruppen von Letten und Litauern in deutschen Uniformen. Die litauischen Soldaten erzählten, dass sie von den Russen bei Seda vernichtend geschlagen worden sind. Aber weder die Letten noch die Litauer wollten den Kampf aufgeben. Am Ende der Kurischen Nehrung trafen wir wieder auf eine lettisch singende Truppe in deutschen Uniformen.

Erst bei Kranz stießen wir wieder auf Kontrollen durch die SA. Die SA-Männer wiesen unserer Kolonne den Weg und bestimmten die Haltepunkte. Bei der Durchfahrt durch ein Städtchen sahen wir französische Kriegsgefangene in Uniformen. Offenbar war es ein Sonntag, denn sie waren feierlich angezogen. Sie standen an den Hoftoren oder in den Türen und beobachteten die Flüchtlinge. Später erfuhr ich, dass diejenigen Kriegsgefangenen, die bei Hofbesitzern untergebracht waren, keine schlechten Lebensbedingungen hatten. Ihre Uniformen sahen fast wie neu aus.

Königsberg umfahren wir südlich. Man hielt uns in Zinten für längere Zeit auf und suchte arbeitsfähige Männer und Frauen für Schanzarbeit aus. Wie die meisten Männer habe ich darüber weder gestaunt noch gejammert. Wir wären auch nicht überrascht gewesen, wenn wir anstelle der Spaten Gewehre erhalten hätten. Unter uns gab es auch litauische Männer, die bereits an der Front gekämpft hatten. Die neuen Vorgesetzten ließen uns wissen, dass wir für zwei Wochen zur Schanzarbeit eingesetzt würden. Danach würden wir wieder zu den Familien zurückkehren können. Auf dieser Weise wurden etwa hundert Personen aus der Kolonne heraussortiert, darunter auch einige Letten und Esten. Frauen machten etwa ein Viertel der Gruppe aus. Einige von ihnen weinten beim Abschiednehmen, vielleicht weniger wegen der Gefahr, als wegen der Trennung.

Die ausgewählten Personen brachte man nach Bartenstein. Von hier aus gelangten wir zu einem großen Gutshof, wo wir auf dem Dachboden des Stalls auf Heu untergebracht wurden. Außer uns lebten hier einige Dutzend Italiener, die nach dem Putsch gegen Mussolini entwaffnet wurden. Sie trugen noch ihre Uniformen. Es gab auch einige Leute aus der Sowjetunion. In einem anderen Gebäude waren Polen einquartiert, die bereits vor langer Zeit als Fremdarbeiter nach Deutschland gebracht worden waren. Einige von ihnen erzählten, dass sie schon seit mehreren Jahren in Deutschland arbeiteten. Sie sahen auch anders als die Flüchtlinge aus. Zur Arbeit, wohin man in Kolonnen ging, nahmen sie nicht nur die Spaten, sondern auch ihre alten, offenbar selbstgenähten Rucksäcke mit. Einer meinte, sie hätten wegen der Diebstahlgefahr Angst, ihre Sachen auf dem Heuboden zurück zu lassen. Wir wunderten uns nicht darüber, schließlich wussten wir von ihrem Leben gar nichts.

Wir erhielten am Tag ein Pfund Brot und ca. 40 Gramm Margarine (vielleicht war es auch Butter), Ersatzkaffee zum Frühstück sowie Abendessen und anderthalb Liter Suppe, meistens Rotebeetesuppe, in der ab und zu auch kleinere Fleischstückchen zu finden waren. Unser unmittelbarer Vorgesetzter, ein SS-Unterscharführer, meinte, dass unsere Brotration mehr als 100 Gramm größer als bei anderen Schanzarbeitern sei. Aber niemand klärte uns auf, warum wir so privilegiert waren. Vielleicht deshalb, weil wir Kriegsflüchtlinge waren.

Mit dem Kommando „Antreten zu viert“ zogen wir mit geschulterten Spaten, quasi als Ersatz für Gewehre, zur Arbeit. Als Tagesnorm galt es, zu Zweit einen sechs Meter langen Schützengraben auszuheben und die ausgeworfene Erde als Brustwehr aufzubauen, danach Rasenstücke vom Feld zu lösen und die Brustwehr zu maskieren. An kalten windigen Tagen waren die Arbeiten mit

dem Rasen die unangenehmsten, denn bei der Arbeit im Graben war man vom Wind geschützt und der ganze Körper befand sich in Bewegung. In den ersten Tagen erhielten wie einige Male Schnaps, vielleicht je 100 Gramm. Obwohl ich noch ein Heranwachsender war, verspürte ich lediglich die Wärme dabei. Jeden Tag erhielten wir zwei Zigaretten, die eine große Kostbarkeit darstellten. Ein Litauer erzählte, dass er für die zwei Zigaretten von einem Italiener eine Tagesration an Brot erhalten hatte. Ich und andere Nichtraucher haben die Zigaretten ebenfalls in Brot umgetauscht, jedoch nicht zu einem so günstigen Verhältnis.

Die Lebensmittelreserven der von ihren Familien getrennten Schanzarbeiter gingen langsam zu Ende. Einer der Litauer schlug vor, nach der Arbeit in die bereits abgeernteten Kartoffelfelder zu gehen und dort übersehene Kartoffeln zu sammeln. Innerhalb von einer halben oder einer Stunde sammelten wir soviel auf, dass die klein geschnittenen Kartoffeln ein anderthalb Liter großes Essgeschirr oder eine Konservenbüchse füllten. Wir bereiteten kleinere Lagerfeuer und kochten die Kartoffeln im Geschirr. Zum Würzen hatten wir allerdings nur Salz. Trotzdem konnten wir mit dieser dicken Kartoffelmasse unser Abendessen vortrefflich ergänzen. Danach kehrten wir in den Stall, stiegen auf das Heu, wo wir unsere Schlafstellen eingerichtet hatten, zogen die Schuhe aus und benutzten die Rucksäcke als Kopfkissen. Die Jacken und Mäntel legten wir auf die Decken, um es wärmer zu haben.

In den ersten Arbeitstagen schliefen wir noch nicht gleich ein: Einige spielten noch Akkordeon und die Italiener sangen einige kurzen Lieder. Aber nach einer Woche hörte man weder Musik noch Lieder. Das Ausheben der Schützengräben raubte uns die Kräfte. Zwar wurde uns von den SA-Männern versprochen, uns nach zwei Wochen wieder zu unseren Familien zu entlassen, doch auch danach war keine Rede von Entlassung. Die Gespräche nach dem Abendessen wurden immer kürzer und stiller. Es gab allerdings einige Polen und Russen, die mit Karten um Geld spielten und sich noch lange nicht zum Schlafen hinlegten. Diese Männer arbeiteten schon seit einigen Jahren in Deutschland und waren an die schwere Arbeit und nicht ausreichendes Essen gewöhnt. Auch unser Unterscharführer wohnte dem Spiel öfters bei. Ein Mal sah ich, wie er von einem Spieler, der gerade gewonnen hatte, das Geld mit gezückter Pistole zurückforderte. Doch dieser schaute ihn nur mit einem gleichgültigen Ausdruck an, lächelte und spielte einfach weiter. Der Spieler erkannte wohl, dass es nur ein Spaß war. Dieser SS-Unterscharführer hatte einen Bruder, der ebenfalls der SS angehörte, wenn ich auch seinen Dienstgrad nicht erkennen konnte. Auch dieser übte eine ähnliche Funktion aus. Beide

hatten ein Gymnasium, ich glaube das Jesuitengymnasium, in Kaunas besucht und beherrschten Litauisch, Deutsch und Polnisch. Unter sich sprachen sie Deutsch. Sie kamen öfters zu uns in den Stall und unterhielten sich mit Litauerinnen. Sie erzählten, dass sie eine Zeitlang in Polen gedient hätten. Sie haben uns Schanzarbeiter nie beschimpft, was wir immer wieder bei den älteren Zivilisten erlebten. Einer von diesen hatte eine Armbinde mit der Aufschrift „Volkssturm“. Sie trugen lange Stöcke, mit denen sie nicht nur die Tiefe der Gräben maßen, sondern uns auch drohten. Unsere Gruppe wurde von einigen dieser Alten beaufsichtigt. Sie stammten aus dem Memelland und sprachen besser Deutsch als Litauisch. Die beiden SS-Brüder witzelten über die Alten, wenn diese nicht in der Nähe waren.

Ein Mal bat unser Unterscharführer unsere Gruppe beim Zurückgehen von der Arbeit, das litauische Lied „Pasėjau linelius ant pylimo“ (Ich säte den Leinen auf dem Damm) zu singen. Ich begriff gleich, dass er kein musikalisches Gehör hatte, denn dieses Lied ist kein Marschlied, sondern ein Walzer. Deshalb stimmte ein Litauer das Lied „Ant kalno mūrai, joja lietuviai“ (auf dem Berg die Mauer, die Litauer reiten“ an. Doch nach zwei Strophen hatten wir keine Lust mehr zu singen, denn das Leben war hier nicht gerade lustig.

Eines Tages erhielten wir Schaufeln mit sehr langen Stielen anstelle der Spaten. Es stellte sich heraus, dass wir damit Panzergräben mit einer Tiefe von ca. 3,30 Meter und einer ähnlichen Breite ausheben sollten. Kurz nach dem Krieg lernte ich ein etwa zwanzigjähriges Mädchen kennen, das wie ich an Schanzarbeiten beschäftigt war. Es sang mir ein Lied vor, das von den Arbeiterinnen nach dem Walzer „Dort, wo die weißen Möwen ziehn“ umgedichtet wurde (möglicherweise von mir nicht ganz korrekt wiedergegeben):

*Wo die Grabow fließt vorbei am Waldes Rand,
Wo wir wochenlang in Panzergraben stand',
Wo die Arbeit schwer und die Männer roh,
Das war meine Heimat für ein Viertel Jahr.
Scheint die Sonne uns gerade auf den Bauch,
Denn am Grabenrand da steht kein Baum, kein Strauch,
Und da sind wir müde und bald umgekippt,
Aber müssen schippen bis ein Lanz erschippt.
Und das alles, alles, alles ist doch ganz egal,
Denn nach Hause kommen wir ja doch ein Mal.*

*Sind dann bessere Zeit' und wir haben Ruh,
Schippen wir die Gräben gerne wieder zu.*

Das in diesem Lied benutzte Wort „Lanz“ bezeichnete nach der Erklärung dieses Mädchens den langen Stock, mit dem man die Gräben ausmaß, und das Flüsschen „Grabow“ befindet sich in der Nähe Köstlins.

Irgendwann an einem kühlen Tag im November brachte man unsere Gruppe von Bartenstein nach Friedland, wo unsere Vorgesetzten für uns keine Unterkunft finden konnten. Sie führten uns schließlich in ein großes Haus, vermutlich in eine ehemalige Schule, die bereits von polnisch sprechenden Arbeitern belegt war. Die Polen wurden angewiesen, einen der Räume und einen Korridor für uns frei zu machen. Der Saal war mit altem und abgenutztem Stroh ausgelegt. Die Müderer von uns legten sich gleich hin. Doch irgendjemand verbreitete das Gerücht über Läuse im Stroh. Viele von uns kümmerten sich nicht darum und blieben liegen, die anderen aber setzten sich lieber im Flur und in einem kleinen Raum auf den Fußboden hin. Man konnte sich nicht hinlegen, denn wir waren zu viele. Ich bin schließlich mit einigen anderen auf die Treppe herausgegangen, wo wir versuchten zu schlafen. Da die Nachtkälte uns nicht schlafen ließ, wärmten wir uns mit einem kleinen Spaziergang auf der Straße und dösten anschließend weiter.

Nachdem es hell geworden war, aßen wir das, was wir noch in den Rucksäcken hatten und marschierten aus der Stadt heraus. Schließlich erreichten wir ein Gut. Der Besitzer oder Verwalter führte uns zu einer Scheune aus Ziegelstein, in der der Boden halbmeterhoch mit Stroh ausgelegt war. In der späten Jahreszeit konnte man hier nicht übernachten. Also marschierten wir weiter, bis zum Friedlandshof bei Friedland. Hier bekamen wir - wie in Bartenstein - einen Platz im Stall: unten die Kühe, oben wir. Die Kühe wärmten uns. Unser Unterscharführer erzählte uns Litauern zufrieden, dass man mit den Gutsbesitzern im Guten verhandeln müsse. Seine Kollegen hätten keinen Platz für die Schanzarbeiter bekommen, weil sie ihre Macht gegenüber den Besitzern demonstrieren wollten.

Auch im Friedlandshof haben wir uns nach Nationalitäten auf dem Heu eingerichtet. Neben mir ließ sich ein gemischtes Paar nieder: Sie eine Litauerin aus dem Memelland, er ein Franzose, beide ca. 30 Jahre alt, sie vielleicht einige Jahre älter als er. Gerüchteweise erfuhr ich, dass der Franzose in der belgischen Armee gedient hat und in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten war, wo er alle Vorteile wie die anderen französischen Kriegsgefangenen hatte. Aber er verliebte sich in die Memeländerin, verzichtete auf seinen Status und

seine Versorgung und folgte seiner Geliebten. So wurde er mit ihr zum Schanzarbeiter. Nach meinen Beobachtungen und ihrem Verhalten untereinander muss das die Wahrheit gewesen sein. Die fließend Litauisch und Deutsch sprechende Memelländerin arbeitete nicht mit dem Spaten, sondern als Krankenschwester: Sie maß die Temperatur, teilte Aspirin und andere Medikamente aus und erbat im Krankheitsfall beim Unterscharführer die Befreiung von der Arbeit. Ihr französischer Freund, obwohl nicht besonders kräftig gebaut, hat kein einziges Mal Arbeitsbefreiung verlangt. Doch eines Tages hatte er ein Problem: seine Schuhe gingen kaputt. Für die Reparatur der Schuhe war ein polnischer Schuster zuständig. Doch die Schuhe des Franzosen konnte auch er nicht mehr reparieren. Folglich bekam er Holzschuhe, die unten und oben aus Holz waren und nur über den Fußspann ein zweifingerbreites Lederband hatten. Der Franzose brachte die Holzschuhe an sein Schlaflager und zog sie in Anwesenheit seiner Freundin an. Das Ganze war zum Lachen anzusehen, obwohl keiner lachte. Die Schuhe waren einige Nummer zu groß, so dass er ein Bild eines Zwerges mit großen Schuhen abgab. Seine Freundin lächelte dabei wehmütig, doch er sprach zu ihr irgendetwas in einem optimistischen Ton. Solche Schuhe trugen bereits etliche Schanzarbeiter, vor allem solche, die schon länger in Deutschland lebten und nicht zu den Flüchtlingen gehörten.

Wir lernten auch einen Franzosen mit einem anderen Schicksal kennen. Er arbeitete in der Bierbrauerei in Friedland, wo wir nach der Arbeit gerne einkehrten. Dieser Franzose stand in seiner sauberen französischen Soldatenuniform hinter den Tresen und füllte die Biergläser mit dunklem und hellem Bier. Ein Mal traf ich ihn im Schankraum bei seinem Mittagessen. Seine Essensportion war sichtlich kleiner als die unsrige. Doch er hatte die Speisen so perfekt auf seinem Tischchen aufgebaut, dass sie ein Bild von Fülle und Vollkommenheit boten. Und das Ganze krönte ein Humpen mit hellem Bier, dessen Glanz einen optimistisch stimmte. So verschieden konnten die Schicksale der Franzosen sein.

Bei der Arbeit in der Nähe von Friedland sahen wir auch die ersten deutschen Flüchtlingstrecks. Manche Familien, offensichtlich Landwirte, wurden von französischen Kriegsgefangenen begleitet, die wir durch ihre Uniformen erkannten. Als der Treck anhielt, sah ich, wie ein Kriegsgefangener liebevoll zwei vier- oder fünfjährige Kinder, vermutlich von der Familie seines Chefs, umsorgte. Im Treck befand sich auch eine herrschaftliche Kutsche mit einem Wappen.

Von der Arbeit bei Friedland sind mir zwei Ereignisse in Erinnerung geblieben. Eines Morgens, als wir mit der Arbeit anfangen wollten, fanden wir

keine Wehrmachtoffiziere vor, die den Verlauf der Schanzen mit Stöckchen verzeichneten. Auch unser Unterscharführer fehlte. Wir warteten so lange, bis ein uns begleitender SA-Mann die Initiative an sich riss. Er holte einen Helfer vom Volkssturm und steckte kurzentschlossen die nächste Tagesnorm mit Stöckchen fest. Nach seiner Frontlinie arbeiteten wir den ganzen Tag. Am nächsten Tag wurden wir an dieselbe Stelle gebracht, wo schon einige Wehrmachtoffiziere höheren Ranges auf uns warteten. Sie befahlen uns, die gestrigen Schanzen zuzuschütten und eine neue, etwa hundert Meter westwärts gelegene Frontlinie auszugraben.

Eine andere Begebenheit war noch interessanter. Unser Unterscharführer brachte aus Friedland die Nachricht mit, dass die Wehrmacht Soldaten rekrutiert und falls wir nicht Tag für Tag in der Erde wühlen wollten, könnten wir uns bei der Wehrmacht melden. Einige von uns hatten dieses Leben satt, da das Essen dürrig war und unsere Bekleidung langsam zerfiel. Als unser SA-Mann morgens die Mannschaft für die Arbeit wieder aufstellte und befahl „Antreten zu viert“, schlossen sich acht oder zehn Männer uns nicht an. Der SA-Mann fragte erstaunt, was das sein sollte. Er bekam zur Antwort, dass sie keine Lust an Schanzarbeiten hätten und lieber an der Front als Soldaten eine sinnvollere Arbeit übernehmen möchten. Der SA-Mann wurde wütend und befahl den Befehlsverweigerern, sich schnellstens einzugliedern. Wir begriffen, dass die SA-Leute Schwierigkeiten mit der Obrigkeit bekämen, wenn die Arbeitskräfte fehlten. Erst jetzt verspürten wir unseren Wert, dass wir wichtiger als die Soldaten waren, was uns mehr als paradox erschien.

Im Dezember befahl man uns, uns für die Fahrt nach Königsberg vorzubereiten. In den Zug wurden wir gemäß der Ideologie und den Prinzipien der Nazis hineingelassen: Zuerst setzten sich die Esten (wohl als das Brüdervolk der Finnen, die deutsche Verbündete waren), danach die Letten (als Landsleute der lettischen SS-Legion), schließlich die Litauer (wohl als Katholiken und Analphabeten eingestuft) und endlich die Slawen. Diese Reihenfolge wurde auch bei anderen Ereignissen stets eingehalten. In Königsberg wurden wir in dem schönen und riesigen Komplex der Gehörlosenschule in der Schleiermacherstraße untergebracht. Ich bekam die Schlafstelle im Sportsaal, in dem noch einige Sportgeräte standen. Wir schliefen auf einer dicken Schicht Roggenstroh, auf der schon Menschen vor uns gelegen waren. Wir fühlten uns mehr als glücklich, als wir feststellten, dass die Duschen warmes Wasser boten. Uns wurden auch verschiedene Sorten von Garn - je einen halben Meter lang - ausgeteilt, was wir als zweiten Glücksfall empfanden. Wir benötigten das Garn dringend, um abgerissene Knöpfe anzunähen und um uns Handschuhe herzu-

stellen. Von irgendwoher erhielten wir Handschuhmuster, wonach wir aus den Bettdecken zwei passende Stück Stoff ausschneiden, diese zur Handschuhform zusammenfalteten und mit dem Garn zusammenflickten.

Beim Marschieren durch Königsberg mit den Spaten auf den Schultern begrüßten uns etliche fünf bis sechs Jahre alte Kinder, die am Ende unserer Kolonne Reihen bildeten und uns im gleichmäßigen Soldatenschritt eine ganze Weile begleiteten. Offenbar fühlten sie sich von unseren geschulterten Spaten oder vom militärischen Drill und unseren ernsten Gesichtern angezogen.

Wir freuten uns besonders über die vom unseren Unterscharführer ausgestellten Genehmigungen, abends ins Stadtzentrum fahren zu dürfen. Ich kann mich allerdings nicht erinnern, ob er allen eine solche Genehmigung erteilte. Mich bezeichnete er als „Gymnasiast“, weil ich als einziges Dokument den Schülerschein des Gymnasiums in Telšiai hatte. Und da er ein Gymnasium in Kaunas besucht hatte, war er mir irgendwie zugetan. In die zerbombte Altstadt wollten wir auch aus dem Grund, weil einer der Litauer herausgefunden hatte, dass man dort in den Restaurants ohne Lebensmittelkarten essen könne. Das war eine Überraschung. An einem frühen Abend begaben wir uns mit der Straßenbahn in die Altstadt. Im Zentrum waren wir bestürzt vom trostlosen Anblick: In den engen Straßen standen noch Mauern der drei- und viergeschossigen Häuser, jedoch ohne Dach und die Fenster waren ohne Glasscheiben. Man sah keine Kinder und keine Frauen. Das Restaurant, wo man ohne Lebensmittelkarten essen konnte, war in dem Keller einer Ruine untergebracht. Darüber wohnte wohl niemand, denn die Fenster hatten keine Glasscheiben. Wir wurden von alten Männern mit Schürzen bedient. Unser Essen bestand aus acht Pellkartoffeln mit Soße, dazu einer Tasse Ersatzkaffee. Das Essen war nicht teuer. Ich erinnere mich nicht, wie oft wir eine solche Genehmigung für die Altstadt erhielten und wie viele solche Restaurants es gab (eine Genehmigung mit der Unterschrift des Unterscharführers vom 5.1.1945 besitze ich bis heute). Als ein Wunder empfanden wir es, als wir an einem Abend zu den Kartoffeln auch einen Fisch bekamen. Außerdem brachte uns ein Mal einer der Litauer, der für sein Beschaffungsgeschick bekannt war, einen vollen Eimer mit Karuschen und Barschen.

Einer der Schanzarbeiter entdeckte noch eine Ernährungsquelle: das Befestigungsfeld, in dem polnische Arbeiter untergebracht waren. Der Raum, wo sie sich aufhielten, war an dem Tag so aufgeheizt, dass die Polen in Unterbekleidung herumliefen. In einem riesigen Kessel kochten sie ihre Leibwäsche. Offenbar versuchten sie damit, sich von der Läuse- und Flohplage zu befreien. Für unsere aufgesparten Zigaretten erhielten wir von den Polen Margarine. Die

Stimmung unter den Polen bezeugte uns, dass diese hier besser als unsere polnischen Schanzarbeiter lebten.

Die Unterbringung und das Essen in Königsberg waren zwar besser als im Friedlandshof, doch die Arbeit war noch schwerer. Der Winter war sehr kalt und die Erde tief gefroren. Es fehlte uns an Spitzhacken. Der hiesige Untergrund bestand aus Lehm, der völlig eingefroren war. Man konnte ihn nicht ausgraben, man musste ihn loshacken. Anstelle von 1,20 Meter Tiefe pro Tag schafften wir lediglich 40 cm. Die SA-Männer brüllten herum, doch auch das half nichts. Unser Unterscharführer war eine Zeitlang nicht bei uns, offenbar musste er andere Angelegenheiten erledigen. Neue Aufpasser aus den Reihen der SS und SA kamen hinzu. Auch die Zahl der Schanzarbeiter wurde erhöht.

Beim Hacken des gefrorenen Lehms kam mir ein bisher unbekannter SA-Mann zu mir. Er war klein und dick, sein feistes Gesicht hatte Züge, die man allgemein als jüdisch bezeichnet. Er sagte leise und langsam zu mir: „Du arbeitest wie ein Jude“. Ich war ihm wegen dieser „Erniedrigung“ überhaupt nicht böse, denn vermutlich wusste der Arme, dass er selbst wie ein Jude aussah, und ich wusste, dass die Parteiführung den Untergebenen nicht erlaubt, von der Parteilinie abzuweichen.

Eines Nachts wurde Luftalarm ausgelöst. Uns wurde befohlen, in die Schutzräume zu gehen. Aber es passierte nichts. Wir konnten uns überhaupt nicht vorstellen, was man in Königsberg noch zerbomben konnte. Auch wenn die Wohnbedingungen in Königsberg besser als in Bartenstein und Friedland waren, bekam ich als der Schwächteste von allen Schanzarbeitern gesundheitliche Probleme. Ich konnte nicht mehr die Aufwärmrunden laufen. Offenbar kam das vom ständigen Graben. An den Oberflächen der Hände und der Finger bekam ich schwarze Flecken, vielleicht wegen den Handschuhen, die ich selbst genäht hatte. Die Flecken konnte ich auch mit Seife nicht abwaschen. Allerdings störten sie mich nicht bei der Arbeit. Doch im ersten Januardrittel bekam ich Fieber. Ich wandte mich an die Krankenschwester, die Geliebte des Franzosen, und bat sie, dass sie für mich ein gutes Wort beim Unterscharführer einlegen sollte, wenn ich ihn um die Befreiung von der Schanzarbeit und um die Rückkehr zu meinen Eltern bitte. Die glücklich verliebte Frau verhalf auch mir zum Glücklichenwerden. Sie führte mich in das Kabinett des Unterscharführers, ließ mich meinen Oberkörper frei machen und fing an zu beweisen, dass ein so schwächter Mann nicht geeignet für eine solche Arbeit sei. Der Unterscharführer lachte nur, dass ich wohl bei heftigerem Wind umfallen werde und er werde mich deshalb entlassen. Der eigentliche Grund war sicherlich ein anderer: der Unterscharführer wollte als ehemaliger Gymnasiast aus Litauen einem

Landsmann helfen. Aber er konnte mich lediglich ins Lager der Arbeitsunfähigen entlassen, denn seine Möglichkeiten als Unterscharführers waren offenbar eng begrenzt. Ich wurde mit anderen Kranken, in der Mehrheit Frauen, mit dem Zug in das Lager der Arbeitsunfähigen bei Gotenhafen gebracht. Der Zug hielt nicht im Bahnhof Gotenhafen sondern an eine Extrahaltestelle, von wo die im Zug sitzenden Flüchtlinge und Kranken mit Lastwagen ins Lager transportiert wurden. Bei der Verwaltung des Lagers hing ein Plakat, dass Esten, Letten und Litauer, die bei der Flak dienen wollen, sich hier melden sollten. Einen Augenblick dachte ich, anstelle des Spatens die Waffe zu schultern und damit zum richtigen Mann zu werden, der am Krieg teilgenommen hat. Aber das Endergebnis des Krieges war schon zu sichtbar. Ich erinnerte mich auch an das Verbot der Mutter, die Waffe in die Hand zu nehmen.

Ich wurde in einem Raum mit 14 schwangeren Frauen untergebracht, die alle Russisch redeten. Die Betten waren zweistöckig. Unten legten sich die Frauen hin, die Probleme hatten, die obere Schlafetage zu erreichen. Ich bin natürlich nach oben gegangen. Die müden Frauen beachteten mich überhaupt nicht. In diesem Lager habe ich zum ersten Mal eine Brennnesselsuppe gegessen, in der jedoch keine Fleischstücke wie bei Schanzarbeiten schwammen. Am nächsten Tag kam das Gerücht auf, dass wir nach Sachsen evakuiert werden sollten. Wir wurden alle wieder an dieselbe Zughaltestelle gebracht, wo wir vor zwei Tagen ausgestiegen waren.

Aus den Briefen meiner Eltern wusste ich, dass sie in Flensburg untergebracht waren, und Flensburg lag nicht in Richtung Sachsen. Ein anderes Problem war, dass ich keine Genehmigung hatte, das Lager zu verlassen. Was sollte ich machen? In diesem Moment hielt ein aus westlicher Richtung kommender Zug parallel zu unserem Zug. Als unsere Bewachung sich auf den Bahnsteig konzentrierte, sprang ich zwischen die Züge, lief die wenigen Schritte zum nächsten Zug und stieg dort ein. Mein neuer Zug brachte mich nach Gotenhafen. Hier stieg ich aus und wollte mir eine Fahrkarte nach Flensburg lösen. Aber es stellte sich heraus, dass man ohne Genehmigung Fahrkarten nur bis zum nächsten Kreis bekommen konnte. So löste ich eine Fahrkarte bis zum nächsten Kreis, Hauptsache die Richtung stimmte. Im Wartesaal fand ich einen Aushang, dass hier Polen keinen Eintritt hätten. Einen solchen Aushang hatte ich noch nie gesehen. Trotzdem ging ich in den Wartesaal hinein und setzte mich an einen Tisch, denn ich sah, dass die Passagiere hier bedient werden. Einem neben mir sitzenden Unteroffizier brachte man einen Teller mit Brei. Ich bat die Kellnerin, auch mir dasselbe zu bringen, doch sie schüttelte lediglich den Kopf und sagte mir irgendwas so leise, was ich nicht verstand. Der

Unteroffizier ging bald weg. Es wurde dunkel und das elektrische Licht wurde eingeschaltet. Die Fenster waren abgedunkelt. Ich betrachtete die Menschen näher. In allen Gesichtern sah ich Sorgenfalten. Mein Blick fiel auf einen vielleicht 30 bis 40 Jahre alten Mann in einem braunen Anzug, der im Unterschied zu allen anderen ohne einen Mantel war. Ich bemerkte, dass er sich ab und zu von den anderen Passagieren wegdrehte, einen Flachmann aus der Tasche zog und ein Schlückchen daraus trank. In diesem müden Haufen tauchten plötzlich zwei zwanzig- bis dreißigjährigen Frauen mit schicken Kleidern, Pelzkragen und Pelzmützen auf. Sie setzten sich an den Tisch nebenan und unterhielten sich leise. Dabei schauten sie mich an. Nach einer Weile standen die beiden auf, kamen zu meinem Tisch und fragten mich, ob sie sich hier setzen dürften. Ich bejahte. Eine fragte, ob ich einen Bleistift hätte. Auch das bejahte ich. Da ich ihn in meiner Hosentasche nicht finden konnte, fing ich an, ihn in meinem Rucksack zu suchen. Ich geriet in eine unangenehme Situation, denn in meinem Rucksack befanden sich völlig verdrehte Unterwäsche und schmutzige Strümpfe. Aber sie schauten mich ganz gleichgültig an und schrieben sich irgendetwas auf, sobald ich ihnen den Bleistift ausgehändigt hatte. Plötzlich fragten sie mich, ob ich Franzose sei, was ich verneinte und antwortete: „Litauer“. Sie waren höflich genug, ihre Enttäuschung nicht zu zeigen.

Sobald die Frauen weggegangen waren, kam der Mann mit dem braunen Anzug zu mir und sagte, wobei er eine Kopfbewegung in Richtung der weggehenden Frauen machte, dass ich vorsichtig sein sollte, denn sie wären käuflich. Da er wohl sah, dass ich ein Ausländer war, rieb er die Finger aneinander, wie man es macht, wenn man Geld zählt. Ich fühlte mich richtig wohl: Die Frauen von Gotenhafen hatten mich nicht nur für einen Franzosen, sondern auch für einen Erwachsenen gehalten. Offensichtlich ließ die harte Arbeit beim Graben mich reifer erscheinen.

Am nächsten Morgen kam endlich ein Zug in Richtung Westen. Ich fuhr bis zur nächsten größeren Stadt, soweit meine Fahrkarte reichte, sprang aus dem Zug, lief zum Schalter, wo ich eine neue Fahrkarte bis zur nächsten größeren Stadt löste und sprang wieder in denselben Zug ein. Im nächsten Stadtbahnhof machte ich wieder dasselbe, nur dass ich dieses Mal vom Schaffner angeblafft wurde, weil ich fast zu spät gekommen wäre. Wir fuhren über die verschneiten Felder Pommerns. Plötzlich erschien im Wagen ein SS-Mann in Begleitung einer uniformierten Schaffnerin. Sie überprüften die Fahrkarten und Dokumente. Ich zeigte ihnen meine Fahrkarte und den Schülerschein aus Telšiai. Beide setzten sich mir gegenüber, um ein längeres Gespräch zu beginnen. Der SS-Mann zog ein Papier aus seiner Tasche und fing an, mich auszufragen: Woher

ich käme, wohin ich führe usw. Dabei schrieb er sich alles auf. Während des Verhörs reichte mir die Schaffnerin ein Bonbon, wohl um mich zu beruhigen. Der SS-Mann erklärte mir in einem höflichen Ton, dass ich im nächsten Bahnhof aussteigen müsse. Im Bahnhof von Köslin verabschiedete sich der SS-Mann von der Schaffnerin und befahl mir, ihm zu folgen. Auf dem Bahnhof übergab er mich einem anderen, mir gleichaltrigen SS-Mann. Dieser brachte mich in ein Gebäude, in dem, wie ich bald erfuhr, Personen, die ohne Arbeit aufgegriffen und nicht vorbestraft waren, untergebracht wurden. Der ca. 50 bis 60 Jahre alte Anstaltsbedienstete in dunkelblauer Uniform erkundigte sich nach meinem Namen und anderen Angaben und schrieb sich alles auf. Anschließend führte mich ein anderer Bediensteter zu einem Zimmer, in dem ich wohnen sollte. Mich überraschte die Höflichkeit all dieser Leute. Bei der Beschreibung der Hausordnung nannte er mich „Kollege“. Beim Herausgehen schloss er mich allerdings ein. Im Zimmer gab es ein Doppelstockbett, eine breite Bank mit einem hölzernen Kopfteil, einen Tisch und einen Stuhl. Nach einer Weile wurde ich zum Essen geholt. An einem langen Tisch saßen vielleicht 20 Personen verschiedenen Alters. Die meisten unterhielten sich auf Polnisch. Offenbar wohnten sie in kleinen Gruppen in größeren abschließbaren Zimmern oder Zellen.

Auch wenn das Essen hier schlechter als bei den Schanzarbeiten war, fand ich das Leben hier angenehmer: Ich schlief in einem sauber bezogenen Bett, das Zimmer war beheizt und ich konnte in aller Ruhe und ohne Eile meine Kleider ausbessern und in Ordnung bringen. Nach ein paar Tagen schrieb ich an meine Eltern, dass ich mir kein besseres Leben als hier wünsche und es schön wäre, wenn ich hier bis zum Ende des Krieges bleiben könnte.

In der Zelle wohnte ich nicht lange alleine, denn nach einigen Tagen wurde mir ein Mann in einer italienischen Uniform zugeteilt. Er war ca. 30 Jahre alt. Er setzte mich in Erstaunen, denn eine Kopfseite von ihm war gänzlich rasiert, die andere jedoch mit kurzen Haaren bedeckt. Ich wagte nicht, ihn deswegen zu fragen, obwohl er versuchte, mir etwas zu erzählen, was ich nicht verstand. Er konnte nur wenige deutsche Worte: Gut, nicht gut, essen, arbeiten, Faschist, Kommunist und noch einige wenige. Vielleicht wurde er beim Friseur festgenommen? Ich hatte in der Schule Latein gelernt und versuchte es anzuwenden, aber es gelang uns nicht, uns zu verständigen. Wir kommunizierten also mit Grimassen und Gebärden.

Bald lernte ich das Geschick eines Südländers kennen. Sobald er bemerkte, dass seine Bettdecke an allen Rändern mit Faden umgenäht war, riss er den Faden an einer Stelle ab und fing an, ihn zu einem Knäuel zusammen zu rollen.

Ich rechnete aus, dass er an die sechs Meter dicken Faden aufrollte, was eine gute Beute bedeutete.

In der Zelle, die für mich wie ein Kuraufenthalt war, verbrachte ich mehr als eine Woche. Schließlich wurde ich von einem Bediensteten in dasselbe Zimmer geholt, in dem ich registriert worden war. Hier wurde ich einem älteren, in Zivil gekleideten Mann vorgestellt. Das war der Landwirt, bei dem ich arbeiten sollte. Man stellte eine Arbeitskarte mit allen Angaben von mir und vom Landwirt aus, und händigte dem Landwirt das Original und mir eine Kopie aus. Ich habe sie bis heute aufbewahrt. Sie ist vom Arbeitsamt Köslin am 19.1.1945 ausgegeben.

Der Landwirt stellte sich bald als ein liebenswürdiger Mann heraus. Unterwegs auf dem Schlitten erkundigte er sich bei mir, wie ich hierher kam und wer meine Eltern waren. Sein Hof befand sich in Karnkewitz bei Zanow. Bald lernte ich seine Familie kennen: Die Frau und die Schwiegertochter (der Sohn befand sich bei der Wehrmacht). Als wir ankamen, verließ gerade ein Mann in Wehrmachtsuniform das Haus. Der Hausherr erläuterte, dass er ein Verwandter sei, der zum Reichsarbeitsdienst einberufen wurde und dass ich in seinem Zimmer wohnen sollte. Offenbar hatte das Arbeitsamt mich an seiner Stelle eingesetzt.

Nach dem gemeinsamen Abendessen erklärte mir der Hausherr, dass er mich in die Kirche mitnehmen möchte, wo er die Glocken für die Gefallenen läuten soll. Offenbar war er zugleich der Glöckner der Kirche. Vom Glockenturm konnte man das ganze Dorf gut überblicken. Der Klang der Glocken und die verschneiten Dächer der Häuser versetzten mich in die Welt der Märchen der Gebrüder Grimm, so als ob ich diesen Ort in einer Illustration eines Märchenbuches sehen würde.

Gleich am ersten Tag begriff ich, dass mein Leben hier im Vergleich zu den Arbeiten an den Schanzen wie in einem Märchen sein würde. Auf dem Hof gab es ein Pferd, zwei Kühe und drei Schweine. Der Hausherr erklärte mir, was ich machen sollte, aber darüber hinaus hatte ich frei. Wenn ich fragte, was ich noch erledigen soll, meinte er nur, ich könne in die Stube gehen. Im Zimmer des jungen Mannes, der zum Reichsarbeitsdienst eingezogen wurde, interessierten mich vor allem die von ihm hinterlassene Hitlerjugenduniform sowie ein Gürtel mit einem mit Abzeichen versehenen Dolch und die Bücher.

Bereits zu Beginn meiner Arbeit auf diesem Hof erstaunte mich die Sorgfalt, mit der der Hofbesitzer sein Pferd pflegen ließ. Ich musste es öfter als die Kühe striegeln und putzen, es bekam auch vielfältigeres Futter als die Kühe:

Heu, Klee, Stroh, Gerstenmehl, Häcksel und Wasser. Man musste nicht nur das Mischverhältnis wissen, sondern auch die Reihenfolge kennen. Sobald der Hofbesitzer mich alleine lies, schrieb ich das alles auf, so dass ich in der Folge alle Anweisungen richtig erfüllen konnte. Ich konnte stundenlang in meiner Kammer bleiben und die dort befindlichen ca. zehn Bücher lesen, die wohl meinem Vorgänger gehört hatten. Neben einem Buch über die Hitlerjugend fand sich dort auch ein Physiklehrbuch. An das Lehrbuch erinnere ich mich deshalb so gut, weil in ihm sehr einleuchtend das Ohmsche Gesetz erläutert war. Als ich drei Jahre später das Gymnasium fortsetzen konnte, half mir diese Erklärung sehr.

Die Anzeichen der sich nähernden Front unterbrachen bald das ruhige Leben bei Emil Roggatz. Eines Tages erhielten die Karnkewitzer Bauern die Anweisung, eine große Menge Suppe zu bereiten, denn im Dorf sollte eine Kolonne sowjetischer Kriegsgefangener übernachten. Alle Bauern bereiteten zu Hause Rotebeetesuppe und brachten sie zu einem riesigen Fass, aus dem die Kriegsgefangenen ihre Mahlzeit erhalten sollten. Die Kolonne mit unrasierten Kriegsgefangenen wurde von alten Wehrmachtsoldaten bewacht. Ich konnte nicht in Erfahrung bringen, wo sie übernachteten. Aber ich sah, wie ein Pferd zu einigen auf dem Feld stehenden Gefangenen gebracht wurde. Einer von ihnen warf eine Decke über den Kopf des Pferdes und ein anderer erschlug es mit einem dicken Pfahl. Das Pferd fiel auf die Erde und die Gefangenen zogen dem Pferd das Fell mit fröhlichen Zurufen ab. Am nächsten Tag sah ich die Gefangenen wieder, wie sie ohne jede Ordnung und sich gegenseitig überholend zu einem großen Fass Suppe liefen. Die Wächter schlugen sie mit den Gewehrkolben und mühten sich ab, eine Reihe zu bilden. Einer der Wächter schoss sogar in die Luft. Aber die Gefangenen reagierten überhaupt nicht. Ich staunte, warum die ausgehungerten Kriegsgefangenen die greisenhaften Wächter nicht entwaffneten und warum die Wachen sich so unvorsichtig zwischen den Kriegsgefangenen bewegten. Erst später begriff ich, dass dieser Zustand am Ende des Krieges womöglich für beide Seiten - für die alten Soldaten als auch für die Kriegsgefangenen - besser als an der Front war.

Eines Morgens fand ich in der Scheune einen jungen Mann liegen, der ein wenig älter als ich war. Er war schwarz angezogen und schwarz war auch seine gestrickte Kopfbedeckung. Er sagte zu mir: „Italiano, krank“. Seine Augen glänzten, so dass ich begriff, dass er Fieber hatte. Ohne Eile holte ich Heu und gab ihm zu verstehen, dass ich ungefährlich bin. Nach der morgendlichen Arbeit im Stall begegnete ich dem Hofbesitzer. Er fragte mich, ob ich den Mann in der Scheune gesehen hätte, was ich bejahte. Der Bauer befahl mir, nieman-

den etwas darüber zu sagen. Ich wusste bereits, was diejenigen erwartete, die geflüchtete Kriegsgefangene versteckten. Ich hatte wahrgenommen, dass über dem Bett des Hofbesitzers mehrere Auszeichnungen von den Schlachtfeldern in Frankreich während des Ersten Weltkrieges hingen. Neben den Orden hing auch eine Taschenuhr, die ebenfalls im Ersten Weltkrieg verliehen war.

Im März oder Anfang April marschierte an Karnkewitz eine Kolonne mit englischen oder amerikanischen Kriegsgefangenen vorbei. Sie waren alle rasiert und mit sauberen Uniformen und guten Schuhen ausgestattet. Zu der Zeit begannen alle im Dorf, Gruben in der Erde auszuheben und dort wertvollere Sachen, die sie bei der Evakuierung nicht mitnehmen konnten, zu verstecken. Anschließend wurden auf den Pferdewagen aus Decken und Teppichen Aufbauten errichtet. Man bereitete sich auf die Flucht vor. Doch bald baute man diese Wagenburgen wieder ab, denn man erfuhr, dass die Rote Armee westlich von Köslin die Ostsee erreicht und den Weg abgeschnitten hat. Als mein guter Hofherr Emil Roggatz mich zum Essen holte, sah ich, dass die Orden und die Uhr nicht mehr über sein Bett hingen. Nicht lange danach erblickte ich auf der Straße die ersten sowjetischen Infanteristen.

Übersetzt von Arthur Hermann